

Bettina Fraisl

## **(De-)Konstruktionen der ‚Mutter‘**

Gudrun Perko (Hrsg.): *Mutterwitz. Das Phänomen Mutter – Eine Gestaltung zwischen Ohnmacht und Allmacht*, 2. Aufl. Wien 2001 (Milena Verlag, 386 S., 21,50 €).

Gerlinde Mauerer: *Medeas Erbe. Kindsmord und Mutterideal. Mit einem Vorwort von Gerburg Treusch-Dieter*, Wien 2002 (Milena Verlag, 274 S., 18,90 €).

Verena Pawlowsky: *Mutter ledig – Vater Staat. Das Gebärd- und Findelhaus in Wien 1784-1910*, Innsbruck u.a. 2001 (Studien-Verlag, 340 S., 33,00 €).

Die ‚Mutter‘ erfreut sich in jüngster Zeit wieder zunehmender Beliebtheit. Zahlreiche ihr gewidmete Publikationen zeigen, dass sie nach wie vor ‚unter die Haut‘ geht. Auch bei Milena, Österreichs einzigem Frauenverlag, erschienen vor kurzem zwei Bände zum Thema in der Reihe „Feministische Theorie“: Der von Gudrun Perko herausgegebene Sammelband *Mutterwitz* erlebte nach dreijähriger Existenz eine zweite Auflage; Gerlinde Mauerers Studie zum Phänomen Kindsmord wurde im Frühjahr 2002 erstveröffentlicht. Und im Innsbrucker Studien-Verlag erschien nur einige Monate zuvor Verena Pawlowskys historische Untersuchung über das Wiener Gebärd- und Findelhaus, das werdenden Müttern eine anonyme Geburt und Kindesabgabe zusicherte.

Gemeinsam sind diesen drei Büchern die schwerpunktmäßige Analyse von Konstruktionen ‚der Mutter‘ in unterschiedlichen philosophischen, religiösen, kunstwissenschaftlichen sowie soziohistorischen Kontexten und die Beleuchtung daraus resultierender realpolitischer, gesellschaftlicher und individueller Konsequenzen. In *Mutterwitz* bildet dieser Fokus die Klammer der verschiedenen Beiträge; Gerlinde Mauerer betont in *Medeas Erbe* mit Vehemenz die symbolische und imaginäre Wirkungsmacht des kultivierten Mutterbildes im (realen) Leben jeder Frau. Deutlich in den Hintergrund tritt dieser feministische Blickwinkel in Verena Pawlowskys Studie *Mutter ledig – Vater Staat*, welche die genannte konkrete Institution ins Zentrum ihrer Betrachtungen stellt – und mit ihr alle diese Konstituierenden: den Gründer, Verwalter, das Personal, die abgebenden Mütter, die Pflagemütter, die kaum dokumentierten Väter und vor allem die Kinder.

Der Begriff ‚Mutterwitz‘ geht, wie Gudrun Perko in ihrem Vorwort erläutert, auf Kant zurück, der ihn – der ursprünglichen Verwendung von ‚Witz‘ als Synonym für Wissen und Klugheit entsprechend – noch in Verbindung mit der natürlichen Urteilskraft erwähnte. Damit wird ein Spannungsfeld durchaus widersprüchlicher Konnotationen eröffnet, in dem sich sämtliche Beiträge des

Sammelbandes bewegen: die Anlehnung an und Ablehnung von Tradition, die Verbindung von Mutterschaft nicht nur mit Natur, sondern auch mit Verstand bzw. die Entrationalisierung von Mutterschaft seit dem 18. Jahrhundert usw. Nicole Lorau widmet sich dem Platonschen Wort, nach dem „die Frau die Erde nachahme“, eine häufig tradierte Wendung, die solcherart isoliert dazu diene, die Frau in den Bereich der Mimesis zu verbannen, anstatt ihr ursprünglich Schöpferisches zuzugestehen. Rachel Monika Herweg diskutiert in ihrem Beitrag das Stereotyp der übermächtigen jüdischen Mutter und das diesem inhärente ambivalente Wertediktat für jede jüdische Frau. Ingvild Birkhan konzentriert sich auf die Jungfrau und Gottesmutter Maria, mit der innerhalb des christlich-katholischen Imaginären ein heterosexuelles Muster entworfen werde, das allen Frauen Maßstab sein solle. Über den Mutterkult im Nationalsozialismus schreibt Johanna Gehmacher; Iris Bubenik-Bauer erläutert die matriachale Lebensweise der Mosuo in China, die trotz eindeutigen Machtgefälles erstaunlich idyllisch erscheint.

Annahme oder Zurückweisung der von Frauen prinzipiell geforderten ‚Mütterlichkeit‘ verfolgen Sabine Strasser und Eva Schliesselberger im universitären Kontext, indem sie die Ambivalenz von Förderbeziehungen unter wissenschaftlich tätigen Frauen beleuchten; die in der Sozialarbeit geforderte ‚geistige Mutterschaft‘ bildet den Ausgangspunkt von Maria Glasers Text. Auch psychoanalytisch motivierte Beiträge fehlen in diesem Sammelband nicht: Gerburg Treusch-Dieter analysiert die Internalisierung bestimmter Vorstellungen von ‚Mutter‘, für welche die tabuisierte oder ekelbesetzte ‚Herkunft aus der Mutter‘ zentral scheint, während Alice Pechriggl psychoanalytische Theorien im Hinblick auf den frühkindlich als undifferenziert erlebten Verschmelzungszustand mit der (all)mächtigen Mutter durchstreift und dessen Implikationen für das Geschlechterverhältnis reflektiert.

Die vielfältigen Perspektiven, mit denen die Autorinnen sich dem Phänomen ‚Mutter‘ in einer sowohl theoretisch ansprechenden als auch immer wieder sehr persönlichen Weise annähern, machen das Buch zu einer abwechslungsreichen und interessanten Lektüre.

Auf die (De-)Formierung der so genannten ‚bösen Mutter‘ sind die anderen beiden genannten Publikationen gerichtet: Gerlinde Mauerer und Verena Pawlowsky widmen sich in ihren Büchern jenen Müttern, die im Dunstkreis des tradierten, Aufopferungsbereitschaft propagierenden Mutterideals als widernatürlich gelten: den Müttern, die sich von ihren Kindern trennen, indem sie sie abgeben (Pawlowsky) oder töten (Mauerer).

Dass die ‚rächende Frau‘ keinen Platz in der symbolischen Ordnung hat, macht Gerlinde Mauerer an der Rezeption der mythischen Medea deutlich, deren Racheakt an Jason, die Tötung der gemeinsamen Kinder, gerne als

„Wahnsinnstat“ – von geistiger Umnachtung, dämonischer Eingabe und/oder affektiver Überflutung geleitet – in den Bereich des Kranken, des Irrationalen, des Wider- und Übernatürlichen transferiert wird. *Medeas Erbe* wirkt noch heute bis in den alltäglichen Sprachgebrauch fort: Im Griechischen wird nach wie vor jede Frau, die ihre Kinder tötet, als ‚Medea‘ bezeichnet.

In der dem Gesetz des Vaters unterstellten symbolischen Ordnung existiert die Frau/Mutter bekanntlich nur als auf dieses gerichtet; selbst der Geburtsakt wird obsolet angesichts der Konstruktion eines alles Leben spendenden Schöpfergottes und verdrängt durch den Rechtsakt, welcher die patrilineare Erbfolge garantiert. Sowohl öffentlich als auch privat aus der Produktion ausgeschlossen, gerät die Mutter, so Mauerer, in die aussichtslose Lage, ihre ‚Mängel‘ durch die ihr qua natura zugeschriebene unendliche Hingabe, Fürsorge und Leidensfähigkeit kompensieren zu müssen. Sie, die keinerlei Handlungsmacht habe, könne folgerichtig auch nicht töten: Der mütterliche Tötungsakt werde als das „Undenkbare“ schlechthin vorgestellt.

Die Durchsetzung des (unerreichbar) hohen Ideals der ‚Mutterliebe‘ erfolgte dabei durchaus mit rationalem Kalkül: Die kostengünstige mütterliche Reproduktionsarbeit ist von immensem gesellschaftlichen Nutzen, der zwar kaum honoriert, dessen Verlust aber gerne als Sitten- und Werteverfall beklagt und von Schuldzuschreibungen an Frauen begleitet wird. Vor dem Hintergrund nationaler Fortpflanzungspolitik schließlich erscheint die Kindstötung – im Gegensatz zu ihrer früheren Duldung als bevölkerungsregulative Maßnahme – als „Tat einer Frau, die dem Staat die Kinder *nimmt*“, gerichtet also gegen Vater Staat, der aus Herrschaftsinteressen ein Recht auf seine StaatsbürgerInnen ableitet.

Dass prekäre sozioökonomische Verhältnisse und die aufgrund ihrer Privatisierung und Idealisierung (meist) überfordernde Mutterschaft oft Verzweiflung und Depression evozieren statt heiter-besinnliches Mutterglück, bildet selten den Hauptargumentationsstrang in öffentlichen Debatten über Kindstötungen und wird auch in verhältnismäßig geringem Ausmaß durch entsprechende Gesetze oder staatliche Einrichtungen abgefangen. Statt gesellschaftlicher Zusammenhänge interessieren vorrangig die Psychogramme jener Mütter, die keinen anderen Ausweg aus ihren Dilemmata sehen als eben jenen, ihre Kinder zu töten. Die „Unerklärlichkeit“ der Tat wird auch heute noch weitgehend, wie Mauerer anhand von Medienberichten nachweist, mit psychischer Insuffizienz der jeweiligen Frau begründet. Die bedrohliche Einsicht, dass unter entsprechenden Umständen *jede* Frau zur Kindsmörderin werden kann, wird damit abgewehrt.

Die oft bestechend schlüssigen und weitsichtigen Argumentationen Gerlinde Mauerers machen eine der wesentlichen Stärken des Buches aus, dessen Wert auch durch anfänglich gehäufte inhaltliche und stilistische Redundanzen, die den Lesefluss stören, nicht geschmälert wird.

Auf eine staatliche Einrichtung, die – ähnlich wie heute die ‚Babyklappen‘ – mit der Errichtung eines anonymen Geburtsortes und einer anonymen Abgabestelle für Neugeborene auf die Verhinderung von Kindstötungen abzielte, konzentriert sich Verena Pawlowsky. Das von Joseph II. gegründete Gebär- und Findelhaus wurde 1784 in Wien eröffnet und schloss nach 126jährigem Bestehen 1910 seine Pforten. In ihrer detailreichen Studie *Mutter ledig – Vater Staat* widmet sich die Historikerin nicht nur einer genauen Datenerhebung im Hinblick auf das an der Alserstraße gelegene Haus, die dort gebärenden Frauen, die externen Pflegerinnen und das Leben und Sterben der Findelkinder, sondern auch den entsprechenden Diskussionszusammenhängen des 18. und 19. Jahrhunderts.

Über die Väter der Wiener Findelkinder gibt es kaum gesichertes Quellenmaterial. Die Mütter hätten insbesondere ökonomische Faktoren dazu veranlasst, ihre Kinder abzugeben, erläutert Pawlowsky. Darüber hinaus war die Schande einer unehelichen Geburt ein Makel, der durch die Anonymisierung der Geburt und das Findelhauswesen vielfach unsichtbar bleiben konnte.

Auskunft über Stand, Alter, Beruf, Herkunft und Konfession der Mütter geben die Aufnahmeprotokolle des Gebärsaales. Von sozialkritischem Interesse sind u. a. die vier Aufnahmeklassen, über die es verfügte: Drei davon waren so genannte Zahlabteilungen, die für die Abgabe von Steuern absolute Anonymität garantierten. Für die Aufnahme in die Gratisklasse mussten jedoch Armutsnachweise u. ä. erbracht werden, welche die zugesicherte Anonymität teilweise verunmöglichten. Außerdem waren die gratis aufgenommenen Frauen zu Ammen- und Reinigungsdienst verpflichtet und wurden als ‚Anschauungs- und Untersuchungsmaterial‘ für die geburtshilfliche Forschung beansprucht, deren Entwicklung mit der Zurückdrängung von Hebammen einherging. Von medizinischem Nutzen waren auch die Findelkinder, die als ImpfstofflieferantInnen und Testpersonen für Ernährungsexperimente funktionalisiert wurden.

Nicht nur die soziale Schicht, auch die Religionszugehörigkeit der Mütter bedeutete einen krassen Behandlungsunterschied: Bis 1868 mussten alle Kinder, die in einer öffentlichen Anstalt der Habsburgermonarchie erzogen wurden, katholisch getauft werden. Jüdische Frauen wurden bis dahin als einzige explizit von der Möglichkeit, ihre Kinder später zu sich zurückzunehmen, ausgeschlossen, da deren weitere katholische Erziehung nicht gewährleistet sei.

Von den rund 730.130 Kindern, die insgesamt im Wiener Findelhaus aufgenommen wurden, starben etwa 68 % noch vor Ablauf der Pflegezeit, was die zeitgenössische Argumentation für diese Einrichtung deutlich schwächte. Verena Pawlowsky betrachtet die Schließung des Wiener Gebär- und Findelhauses als Ausdruck einer Trendwende: Statt der Schamhaftigkeit der Mutter werde nun das Wohl des Kindes zentral gesetzt, wodurch die Mutterliebe zum schützens- und förderungswürdigen Gut avanciere und eine Trennung von Mutter und Kind, wie sie mit dem Findelhaus tradiert wurde, abzulehnen sei.

Informationsgehalt und Datenmaterial von Pawlowskys Studie sind beachtlich. Am interessantesten ist die Untersuchung allerdings in jenen Abschnitten, in denen die Faktenanhäufung zugunsten von soziokulturellen Erklärungsmustern und Interpretationszusammenhängen sinnvoll reduziert wird.

Bücher wie die hier besprochenen, die sich mit ‚Mutter‘ und ‚Mütterlichkeit‘ aus einer feministisch-dekonstruktivistischen Perspektive auseinandersetzen, stellen nicht zuletzt angesichts aktueller politischer Debatten um Geburtenraten, Kindergeld, Karenzzeiten, aber auch Alterspflege, Pensionssysteme usf. eine große Bereicherung dar. Dies insbesondere deshalb, weil die genauen historischen und philosophischen Untersuchungen auf neuralgische Punkte innerhalb der vielfach verblüffend ähnlich geführten Diskussionen verweisen. Die Kenntnissnahme der Untersuchungsergebnisse machten gesellschaftliche Veränderungsprozesse, die Frauen als handelnde Subjekte jenseits einschlägiger Zuschreibungen einbeziehen, denkbar – womit zumindest eine elementare Voraussetzung für entsprechendes politisches Handeln geschaffen wäre.

*Regula Giuliani*

## **Eine unverhofft erwünschte Mutterschaft**

*Patricia Grossman: Wunschtöchter, Berlin 2001 (Verlag Krug und Schadenberg, aus dem Amerikanischen von Ursula Wulfekamp, 234 S., 19,90 €; englischer Titel: Unexpected Child, Los Angeles 2000).*

Meg Krantz ist erfolgreiche Keramikerin, Ende 30 in New York. Sie arbeitet ehrenamtlich bei der Aidshilfe und betreut Patienten im letzten Lebensabschnitt. Die Geschichte spielt 1990 und beginnt mit der Kontaktaufnahme zum kranken Barry Toffler und dessen vierjähriger Tochter Kimble, deren Mutter schon Jahre früher an Aids gestorben ist. Barry Toffler ist nun auch am Sterben, sein letzter Wunsch ist es, dass Meg sich um Kimbles Zukunft kümmert. Die Geschichte erzählt die Adoption der nunmehr elternlosen Kimble durch die lebenslustige, tatkräftige und energische Meg Krantz, die beruflich Fruchtbarkeitsgöttinnen herstellt, welche auf dem Markt einen guten Absatz finden.

Der Roman schildert das Lebensnetz von Meg Krantz im New Yorker Milieu. Dieses Beziehungsnetz wird subtil, vielschichtig und in verschiedenen Facetten nachgezeichnet: Megs berufliche Situation als freischaffende Keramikerin, ihre Beziehung zur eigenen Mutter Charlotte, ihre Gespräche mit der Psychoanalytikerin Libby, ihre anstrengende Arbeit bei der Aidshilfe, ihre lesbische Liebe zu Cami Porter und vor allem: ihre wachsende Beziehung zu Kimble, die vollkommen unerwartet und unverhofft in Megs Leben auftaucht